

Ich danke Marcus Wiebusch für die freundliche Erlaubnis, seine Songtexte zu verwenden.

Die Band »But Alive«, deren Texte für Daniel so wichtig sind, hat sich 1999 aufgelöst. Im Jahr 2001 hat Marcus Wiebusch die Band »Kettcar« gegründet.

Barbara Wendelken
Berbertod
Ostfrieslandkrimi

1. Auflage 2009

ISBN 13: 978-3-939689-25-6

© Leda-Verlag. Alle Rechte vorbehalten

Leda-Verlag, Kolonistenweg 24, D-26789 Leer

info@leda-verlag.de

www.leda-verlag.de

Songtexte von »But alive« mit freundlicher Genehmigung von Marcus Wiebusch
Quellenangaben

S. 29

Aus *Niemand schafft das allein*, erschienen auf *Sog*, 1994

S. 33

Aus *Niemand schafft das allein*, erschienen auf *Sog*, 1994

S. 50

Aus *Weißt nur was du nicht weißt*, erschienen auf *Nicht zynisch werden*, 1995

S. 105

Nie mehr zurück, erschienen auf *Nicht zynisch werden*, 1995

S. 270

Sie war, sie ist, sie bleibt, erschienen auf *Für uns nicht*, 1993

Lektorat: Maeve Carels

Satz: Heike Gerdes

Titelillustration: Carsten Tiemeßen

Gesamtherstellung: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG

Printed in Germany

BARBARA WENDELKEN

BERBERTOO

OSTFRIESLANKRIMI




LEDA

»Sag mal, Johannes, bist du etwa wieder mit Mike Schapinski unterwegs?« Das klingt sehr viel heftiger als beabsichtigt, und Kriminalhauptkommissar Thomas Weber ärgert sich über sich selbst. Wozu hat er mit dem Polizeipsychologen geredet, wenn er doch immer wieder in die gleichen Verhaltensmuster zurückfällt?

Gerade noch hat Johannes Weber, den seine Freunde Jojo nennen, am Fenster gestanden und gelangweilt in seinem Joghurt gerührt. Jetzt fährt er wütend herum, Becher samt Löffel knallen zuerst gegen die Wand, dann ins Spülbecken, und weiße Sprenkel verteilen sich über die Kacheln und das Geschirr, das ordentlich aufgestapelt auf den Abwasch wartet. Voller Hass starrt er seinen Vater an. »Spionierst du mir jetzt schon nach?«

Seit langem findet Thomas Weber keine Worte mehr, die seinen Sohn erreichen. Es scheint, als gäbe es zwischen ihnen nur noch kaltes Schweigen oder Krieg. Und auch dieses Gespräch wird im Streit enden. Er ruft sich die Worte des Polizeipsychologen, den er zwischen Tür und Angel zu seinen Problemen mit Johannes befragt hat, ins Gedächtnis. *Du musst ihm zeigen, dass du ihn respektierst. Treib ihn nicht in die Enge. Nimm ihn ernst.* Nichts davon hat er beherzigt. Auf der anderen Seite kann er doch nicht tatenlos zusehen, wie sein Junge mit einem Kriminellen durch die Stadt läuft, mit einem Gewaltverbrecher auch noch.

Mike Schapinski. Nach vierunddreißig Jahren bei der Kripo steht für Weber fest, dass dieser junge Mann sich zu einem Schwerkriminellen entwickeln wird. Er strahlt etwas aus, das sich nicht so leicht in Worte kleiden lässt, etwas Zwingendes, Dunkles, Brutales, das auf eine ganze eigene Art dennoch anziehend wirkt. Aus Gründen, die Weber nur schwer nachvollziehen kann, übt das Böse eine Faszination auf labile, unsichere Menschen aus, auf Menschen wie seinen Sohn Johannes. Schon vor Schapinskis Gefängnisaufenthalt

hat es Johannes gefallen, mit ihm in der Stadt rumzuhängen, geradeso, als ob er sich in seinem Windschatten größer fühlen würde. Und kaum ist der Typ aus dem Knast entlassen, treffen sie sich wieder. Warum? Johannes besucht das Gymnasium, Naturwissenschaft ist seine Stärke, in Physik steht er seit der fünften Klasse auf »Eins«, und das, obwohl er so gut wie nie Hausaufgaben macht. Er träumt davon, als Austauschschüler für ein Jahr nach Amerika zu gehen. Weshalb um alles in der Welt vertut er seine Zeit mit einem Kriminellen?

Vielleicht wirkst du als Vater so präsent, so übermächtig, dass Johannes sich erdrückt fühlt, hat der Psychologe gesagt, ohne Weber dabei in die Augen zu sehen. *Dein Junge muss schon zu starken Mitteln greifen, um sich von dir zu abzugrenzen.* Weber und ein Übervater, das ist doch zum Lachen. Johannes wird nicht unterdrückt. Er darf alles, was legal ist. Sogar diese hässlichen Dreadlocks hat er durchgesetzt, obwohl er damit wie der letzte Kiffer aussieht. Okay, dann und wann kann Weber sich eine Bemerkung über die Haarpracht seines Sohnes nicht verkneifen. Aber ist das nicht vollkommen normal?

»Ich spioniere dir nicht nach, das ist Quatsch. Ein Kollege hat euch gestern am Bahnhof gesehen, das ist alles.«

»Na und? Ich kann mich treffen, mit wem ich will. Oder kriege ich jetzt Hausarrest, wie früher?« Spöttisch zieht Johannes die Mundwinkel herunter. Er hat so ein hübsches Gesicht, fast zu mädchenhaft, vor allem der weiche Mund wirkt sehr verletzlich. Johannes hatte noch nie eine Freundin. Ist das normal für einen Sechzehnjährigen? Manchmal denkt Weber, dass sein Junge schwul sein könnte. Das wäre kein Weltuntergang, nicht wirklich, aber der Gedanke fühlt sich seltsam an und nicht gut.

Als hätte er die Gedanken seiner Vaters gelesen, öffnet Johannes die Küchentür. »Ich muss los, bin mit Freda

verabredet, wir schreiben zusammen ein Referat in Sozialkunde und hinterher wollen wir noch in die *Szenerie*. Oder ist Freda auch kein Umgang für mich, weil ihr Alter mit seinem Autohaus pleite gegangen ist?« Eine Antwort wartet er gar nicht erst ab.

Als die Tür geschlossen ist, sagt Weber leise: »Und wer macht die Schweinerei weg?«

»Entschuldige, Dörthe, aber kann es nicht sein, dass du dich da in etwas verrennst? Du kennst den Jungen doch kaum. Nur weil er dir leid tut und ja, dein Mitleid ist berechtigt, das zweifle ich nicht eine Sekunde an, natürlich war sein bisheriges Leben eine einzige Katastrophe, und selbstredend sollte ihm jemand eine Chance geben, aber warum müssen wir das sein?« Hans Kröger lehnt sich zurück und stopft seine Pfeife nach. Ein süßlicher Duft erfüllt den Raum, sein Lieblingstabak ist mit Vanille und Brandy aromatisiert.

»Warum nicht? Wir haben ein großes Haus mit einem Gästezimmer unter dem Dach, das wir überhaupt nicht brauchen. Er könnte dort wohnen, hätte sein eigenes Bad, er würde dir nicht in die Quere kommen. Mein Gott, Hans, das Jugendamt zahlt sogar Geld, wenn wir Daniel aufnehmen. Und wir würden ein gutes Werk tun, statt immer nur davon zu reden.« Da Hans nicht reagiert, bringt sie ihr letztes, ihr stärkstes Argument. »Und ich wäre nicht immer so allein.«

Genauso wie vor ihm sein Vater und sein Großvater ist Hans Kröger Kapitän auf großer Fahrt. Von Bremerhaven aus befährt er mit einem Frachtschiff die Ozeane der Welt. Er bleibt jedes Mal monatelang fort. Dass ein Seemann immer unterwegs ist, hat sie vor der Heirat gewusst, und mit den Jahren hat sie sich an auch seine Abwesenheit gewöhnt, an die Sehnsucht, die einsamen Nächte, das schnelle

Frühstück im Stehen, weil es nicht lohnt, für eine Person den Tisch zu decken. Natürlich hat sie sich ursprünglich Kinder vorgestellt, mindestens zwei, dann hätte sie seine Reisen leichter ertragen, aber es ist einfach nicht passiert. Und jetzt ist Dörthe fünfundvierzig und irgendwie scheint es für alles zu spät. Dabei darf sie sich nicht mal beklagen. Ein Kapitän verdient viel Geld und das Haus, das sie von Hans' Eltern übernommen haben – schuldenfrei, was ihre finanzielle Situation noch verbessert – liegt in der historischen Altstadt von Leer. Der Garten ist ungewöhnlich groß für die Innenstadtlage, weil seine Eltern es anders als die meisten Nachbarn nie nötig hatten, Bauland zu verkaufen. Eine riesige Rotbuchenhecke hält im Sommer die Blicke der Nachbarn fern, der Rasen wäre groß genug zum Fußballspielen und in einem kleinen Gewächshaus baut sie Sommerblumen, Gurken und Tomaten an. Ein Paradies, leider entschieden zu groß für eine Person.

Dörthe arbeitet als Krankenschwester, sie braucht nicht das Geld, sondern die Arbeit, das Gefühl, für irgendjemand auf der Welt wichtig zu sein. Und jetzt hat das Schicksal Daniel Feuerbach auf ihre Station geführt, einen Fünfzehnjährigen, dem Liebe und ein Zuhause fehlen, Fürsorge, Geborgenheit, all das, was Dörthe so gern geben möchte.

»Er hat es einfach verdient, dass sich jemand seiner annimmt.« Erschrocken darüber, wie trotzig ihre Stimme klingt, senkt Dörthe den Kopf. »Mir ist es unbegreiflich, wie er das alles so unbeschadet überstehen konnte. Ich meine natürlich nicht die Amputation. Aber seine Vorgeschichte, dieses Elternhaus, dann die Zeit auf der Straße. Gewalt und immer wieder Gewalt und trotzdem konnte niemand ihn zerstören.« Sie lächelt hilflos, weil ihre Worte nicht wirklich das treffen, was sie sagen will.

»Wir wären nie mehr unter uns, bist du dir darüber im Klaren?«

»Na hör mal ...« Dörthe lacht ungläubig. »Ich kann mich nicht erinnern, wann wir zuletzt wilden Sex auf dem Küchentisch hatten. Außerdem ist Daniel schon fünfzehn. Er wird sehr bald seine eigenen Wege gehen. Ich kann mir kaum vorstellen, dass er Lust hat, abends mit uns in der Wohnstube zu sitzen. Denk an Janna, die verbringt ihre Abende auch lieber in ihrem Zimmer.«

Nach zwanzig Jahren Ehe weiß man, wie man den anderen nehmen muss. Und so bricht Dörthe das Gespräch ab und schlägt einen Spaziergang vor. Eingemummt in ihre wattierten Jacken laufen sie durch die engen Gassen der Altstadt. Schweigend. Dörthe zieht den Wollschal vor ihr Gesicht, um sich vor dem eisigen Wind zu schützen.

Kalt ist es in diesen letzten Märztagen, besonders am Hafen. Dörthes Hand kriecht in Hans' Jackentasche. Sie stehen eng nebeneinander und schauen aufs Wasser. Eine einsame Ente kämpft mit den Wellen. Hans schlägt vor, einen Grog in der *Waage* zu trinken, ihrem Lieblingslokal, das gegenüber vom Anleger der *Warsteiner Admiral* liegt.

Hier, auf neutralem Boden, redet es sich besser. »Er erinnert mich an dich, damals«, sagt Dörthe leise und sie lächelt versonnen. Der fünfzehnjährige Hans war trotzig und verschlossen gewesen, ein Einzelgänger, der keine Freunde fand, bis er Dörthe traf, die ihn endlich erlöste.

»Wirklich?« Seine Hände schließen sich um ihre und sie weiß, dass er an damals denkt, an die wunderbare Zeit ihrer ersten Liebe, und dass sie ihn mit dieser Erinnerung besiegt hat. »Wir versuchen es. Aber wenn es nicht funktioniert, muss er wieder gehen. Ist das okay?«

Ab jetzt gilt es zu beweisen, dass sie sich nicht in ihm getäuscht haben, dass er den ganzen Aufwand wert ist. Daniels Herz hämmert wie verrückt, auf seiner Zunge spürt er den säuerlichen Geschmack von Angst, und gleichzeitig möchte er sich totlachen über sich selbst, weil es gar keinen Grund zum Fürchten gibt.

Eine Realschule mitten in Ostfriesland, wer hier sollte ihm was Böses wollen? Vor ihm sitzen dreiundzwanzig brave Neuntklässler und schauen ihn neugierig an. Okay, unter ihnen gibt es auch zwei oder drei Plastikgangster, hammercool verkleidet, die den bösen Rapperblick draufhaben, aber Daniel würde seine neuen Schuhe verwetten, dass alles nur Show ist und dass sie zu den Mahlzeiten pünktlich nach Hause gehen, um keinen Ärger zu kriegen. Hier ist nicht der Mümmelmannsberg in Hamburg, wo die Klappmesser locker sitzen, die Bullen nur in Gruppen auftauchen und jeder Angst hat vor jedem. Sogar der Lehrer, dieser Heykes, macht einen netten Eindruck, so als ob seine Schüler ihn wirklich interessieren. Aber das kann genauso gut eine Maske sein.

»Wir haben einen neuen Mitschüler, Daniel Feuerbach. Er hat früher in Hamburg gewohnt. Setz dich bitte auf den freien Platz neben Oliver.«

Betont langsam steuert Daniel den Tisch in der dritten Reihe an. Er hat sich fest vorgenommen, cool zu wirken, unantastbar, wie einer, den man am besten in Ruhe lässt. Wer Schwäche zeigt, wird schnell zum Opfer. Aber das ist ja Vergangenheit und er will nicht mehr daran denken. Seinen Mitschülern, das hat er sich geschworen, wird er kein Wort davon erzählen. Er will einfach nur Daniel aus Hamburg sein, irgend so ein Typ, der zufällig in Leer gestrandet ist, ein unbeschriebenes Blatt, langweilig. Ja, warum nicht langweilig?

Im Grunde gibt es nur einen Menschen, der ihm an

diesem Tag besonders auffällt. Blue. Sie sitzt rechts neben ihm auf der anderen Seite des Ganges und scheint genauso in ihrer eigenen Welt gefangen wie er in seiner. Jedenfalls schaut sie als Einzige nicht zu ihm rüber.

Der Vormittag vergeht ziemlich schnell. Daniel blickt in viele neue Gesichter, beantwortet viele Fragen, manche oberflächlich, andere viel zu intim. Seine Antworten fallen knapp aus, ein paar Worte, ein Schulterzucken, mehr nicht. Er redet nun mal nicht gern, schon gar nicht über sich selbst. Wer zu viel quatscht, macht sich angreifbar. Die anderen nehmen das so hin und nach der sechsten Stunde weiß Daniel, dass er am nächsten Tag ohne Herzklopfen wiederkommen kann.

Für den Heimweg lässt er sich Zeit. Es ist ohnehin keiner zu Hause. Seit zwei Wochen lebt er jetzt bei Hans und Dörthe Kröger. Oder nein, er wohnt bei Dörthe und Hans, diese Reihenfolge stimmt eher, denn Dörthe ist die Wichtige, sie hat entschieden, dass er bei ihnen wohnen darf. Daniel Feuerbach, fünfzehn Jahre alt, einer, den sonst keiner mehr will, nicht mal die eigenen Eltern, der auf der Straße gelebt hat, wenn auch nur für ein paar Wochen.

Dörthes Herz stellt er sich riesengroß vor, leuchtend rot, warm und weich. Sie kann es öffnen wie eine Pralineschachtel. Und aus Gründen, die er nicht wirklich versteht, hat sie ihn darin aufgenommen. Hans, das ist ihm klar, hat nur seiner Frau zuliebe eingewilligt. Immerhin hat er sich nicht gegen Daniels Einzug ausgesprochen. Das muss man ihm hoch anrechnen. Die meisten hätten es sicher abgelehnt, einen mit Daniels Vorgeschichte in ihr ordentlich sortiertes Leben zu lassen.

Das Haus der Krögers liegt in der Kampstraße, mitten in der Altstadt von Leer. Obwohl das Gebäude aus dem vorletzten Jahrhundert stammt, wie eine Inschrift im Giebel verrät, wirkt drinnen alles neu und es riecht nach Sauberkeit. Dörthe hat die Räume hell und freundlich ein-

gerichtet, so dass man sich auf Anhieb wohl fühlen kann. Früher wäre Daniel so was egal gewesen, aber seit er unter Brücken und auf Sportplätzen geschlafen hat, ohne Bett, ohne Wasser, ohne Klo und vor allem ohne Heizung, weiß er all das zu schätzen. Selbst ein Stuhl, auf den man sich jederzeit setzen darf, ohne dass einer kommt und einen verjagt, ist kostbar. Nur dass die meisten Menschen das gar nicht wissen. Geregelte Mahlzeiten, ein warmes Zimmer mit einer weichen Matratze, himmelblaues Bettzeug, das alle vierzehn Tage gewechselt wird, immer saubere Wäsche im Schrank und eine eigene Dusche, so gut ist es Daniel in seinem ganzen Leben noch nicht gegangen.

Okay, verwöhnt ist er nicht gerade. Sein ehemaliges Zuhause, falls man die Dreieinhalbzimmerwohnung auf dem Mümmelmannsberg überhaupt so nennen will, glich einer Müllkippe. Dort war es fast noch schlimmer als auf der Straße. Gerade, dass man ein Dach über dem Kopf hatte und meistens was zu essen. Schläge gab es hier wie dort. Immer dann, wenn man gerade nicht damit rechnete. Man musste ständig auf der Hut sein und rechtzeitig abtauchen. Wenn man Glück hatte, was leider nicht allzu oft vorkam, kassierte dann ein anderer die Schläge, Manuel zum Beispiel, sein Stiefbruder.

Als Daniel die Haustür aufschließt – Dörthe hat ihm am Vortag noch einen Schlüssel nachmachen lassen –, fühlt er sich wie ein Einbrecher.

Hey, ruhig Blut, du bist hier zu Hause, Alter. Zu Hause. Um sich selbst zu überzeugen, geht er durch alle Räume im Untergeschoss, ganz langsam. Im Wohnzimmer stellt er den Fernsehapparat an und wieder aus, er streicht über ein paar Buchrücken, zieht die weißen Vorhänge ein paar Zentimeter weiter auf und setzt sich schließlich auf die Couch. Ganz automatisch achtet er darauf, nicht die blau geblühten Kissen zu berühren. Er will lieber nichts durch-

einanderbringen. Nach wenigen Minuten steht Daniel wieder auf und macht sich auf den Weg nach oben in sein Zimmer. Wenn er sich irgendwo annähernd heimisch fühlt, dann dort oben unter dem Dach.

Jetzt müsst ihr zusammenwachsen, eine Familie werden, hat der Mitarbeiter vom Jugendamt gesagt. Ob das jemals funktionieren wird, weiß Daniel nicht. Klar, bei Dörthe und Hans ist es tausendmal besser als in einem Heim oder in einer WG mit Ex-Drogis und notorischen Schuleschwänzern. Aber wie soll aus einem wohlsituierten, kinderlosen Ehepaar Mitte vierzig und einem wildfremden Jungen mit ›sozial auffälligem Hintergrund‹, wie man das heute so schön nennt, eine Familie werden? Das hat der Mann ihnen nicht verraten. Vielleicht weil er es selbst nicht weiß.

Daniel hat sich fest vorgenommen, seinen Teil dazu beizutragen. Sein erstes Ziel lautet, das Schuljahr zu schaffen. Das ist er Dörthe und Hans einfach schuldig. Also erledigt er die Schularbeiten sehr sorgfältig. Es fühlt sich schon komisch an, wieder einen Stift in der Hand zu halten, in einem Schulbuch zu lesen, ordentlich zu schreiben, überhaupt fällt es ihm schwer, sich für längere Zeit zu konzentrieren. Aber irgendwie gefällt es Daniel auch. Einzig bei der letzten Matheaufgabe muss er passen. Dritte binomische Formel? Noch nie gehört.

Es ist auch niemand zu Hause, den er fragen könnte. Dörthe hat Spätdienst und Hans ist mit dem Wagen nach Bremerhaven gefahren. Er muss irgendwas mit seiner Reederei klären.

In der Schule hat Oliver ihm einen Zettel mit seiner Handynummer rübergeschoben. »Kannst dich ja mal melden.«

Nach reiflicher Überlegung beschließt Daniel, seinen Banknachbarn nicht anzurufen. Vielleicht entpuppt Oliver

sich als Nieter in Mathematik und kann ihm sowieso nicht helfen. Oder Oliver gehört zu der coolen Fraktion, die grundsätzlich ohne Hausaufgaben erscheint. Dann würde Daniel durch so einen Anruf beträchtlich in seiner Achtung sinken. Nein, Herr Heykes wird schon verstehen, dass einer von der Straße kein Mathegenie sein kann, das auf Anhieb alles kapiert.

Inzwischen zeigt die Uhr halb vier und sein Hunger lässt sich nicht länger ignorieren. Daniel packt die Bücher und Hefte zusammen und geht runter in die Küche. Er setzt sich an den Tisch und schmiert sich ein Brot. Was die Ernährung angeht, ist er hier mitten im Paradies gelandet. Jeder Wunsch, den er äußert, wird umgehend erfüllt.

Früher, am Mümmelmannsberg, hat das Essen keine große Rolle gespielt. Man war schon froh, wenn sich überhaupt etwas im Kühlschrank fand, das man sich zwischen die Zähne schieben konnte. Gekocht wurde nur selten. Und wenn doch, war das, was Daniels Mutter im Suff zusammenbrutzelte, meist nur mit einer dicken Schicht Ketchup zu genießen.

Bei Dörthe und Hans ist der Kühlschrank immer gut gefüllt. Und Daniel darf sich nehmen, was er mag. Ständig heißt es: »Iss was, Daniel, du bist im Wachstum.« Da spricht wohl die Krankenschwester.

Über dem Essplatz hängen gerahmte Fotos von Dörthes Nichten. Janna und Lotta, sie lachen fröhlich in die Kamera. In natura sind sie nicht halb so nett, jedenfalls nicht zu Daniel. Er schmiert sich ein zweites Brot, das er dick mit Salami belegt, dann räumt er alles weg. Die Küche muss so ordentlich aussehen wie vorher. Das gehört hier zum guten Ton.

Da er nichts Rechtes mit sich anzufangen weiß, beschließt er, ein wenig durch Leer zu laufen. Es kann ja nicht schaden, seine neue Heimat besser kennenzulernen. Er spurtet die

Treppen hoch und holt seinen langen, schwarzen Mantel, ohne den er nie das Haus verlässt.

Frau Freese, die im Haus nebenan wohnt, putzt gerade die Fenster. Sie hält einen Moment inne und sagt betont fröhlich: »Moin, Daniel.«

»Moin«, erwidert Daniel, nicht ganz so freundlich, und er geht schnell weiter, damit die Nachbarin ihn nicht in ein Gespräch verwickeln kann. Sie ist nett, aber sehr neugierig, hat Dörthe gesagt. Und Daniel verspürt absolut keine Lust, ihren Wissensdurst zu befriedigen.

In den engen Straßen der Altstadt stehen viele Häuser so nah am Bürgersteig, dass man durch die Fenster ins Innere schauen kann. Aber Daniel interessiert sich nicht für das Leben anderer Leute, er geht einfach immer weiter, mit gesenktem Kopf, ohne ein bestimmtes Ziel, setzt einen Fuß vor den anderen, ganz gleichmäßig, rechts, links, rechts, links, dabei zählt er ganz automatisch die Schritte. Neunhundertdreiundachtzig. Das Schrittezählen hat er sich auf der Straße angewöhnt, um die Leere in seinem Kopf zu füllen. Er bemüht sich, das unangenehme Stechen in seinem rechten Fuß zu ignorieren. Das wird vielleicht für immer so bleiben, hat der Arzt gesagt, vor allem, wenn das Wetter umschlägt.

Die Fußgängerzone in Leer ist nicht sonderlich groß, kein Vergleich zur City von Hamburg, aber die großen Ketten wie New-Yorker und H&M sind auch hier vertreten, dazu gibt es ein paar nette Jeansläden. Vor zwei Wochen war Dörthe hier mit ihm einkaufen. Innerhalb von drei Stunden wurde Daniel komplett neu eingekleidet. Es war wie im Film, er suchte sich Klamotten aus und Dörthe bezahlte kommentarlos mit ihrer Kreditkarte. Seither besitzt Daniel drei Jeans, eine Handvoll Shirts, zwei dicke Pullover, ein Kapuzen-Sweatshirt und zwei Paar Schuhe, Doc Martens und Chucks, beide echt und keine billigen Imitationen, dazu reichlich Socken und Unterwäsche, alles in Schwarz.

Schwarz ist die Farbe der Einsamen, für Daniel die einzig denkbare. Die Sachen, die er mitgebracht hat, liegen gewaschen in seinem Schrank. Er hat allerdings nicht vor, sie jemals wieder anzuziehen. Nur auf den langen Mantel aus schwerem Wollstoff kann er nicht verzichten, der hat ihm das Leben gerettet. Ohne den Mantel wäre Daniel im Februar vermutlich erfroren. Der Mantel ist wichtig, auch wenn es lächerlich erscheint, bedeutet er für ihn so was wie ein Zuhause. Zum Glück hat Dörthe das gleich verstanden und den Mantel ohne viele Worte reinigen lassen.

Am Ende der Fußgängerzone liegt der Bahnhof, ein hübsches, altmodisches Gebäude mit hohen, halbrunden Fenstern, das man ziemlich kitschig in Hellgelb und Rosa gestrichen hat. Am Anfang musste Daniel immer an klebrigen Zuckerguss denken, aber jetzt hat er sich an den Anblick gewöhnt.

Auf dem Vorplatz sitzt ein Penner. Sein krauses, graues Haar wirkt verfilzt. Aber wie soll einer, der kein Badezimmer aufsuchen kann, sein Haar in Ordnung halten? Der Anblick des Obdachlosen lässt Daniels Temperatur auf einen Schlag um zehn Grad fallen. Sein rechter Fuß brüllt auf vor Schmerz und es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als sich neben den Mann zu setzen, das Bein auszustrecken und ganz tief ein- und auszuatmen. Langsam, ganz langsam beruhigt sich der Schmerz. Der Berber rührt sich nicht. Er schaut nicht mal rüber. Klar, der kann sich gar nicht vorstellen, dass sich jemand für ihn interessiert, dabei hätte Daniel gern ein paar Worte gesagt. Der muffige Geruch des Mannes ist ihm nur allzu vertraut, genau wie sein leerer Blick. Ob er selbst auch so hoffnungslos ausgesehen hat?

»Hier Alter, hol dir 'n Bier.« Daniel steht auf, kramt einen Euro aus seiner Manteltasche, drückt dem überraschten Mann das Geld in die Hand und geht eilig davon. Er vergisst sogar, seine Schritte zu zählen.

Immer wenn sie bei Samira ist, fühlt Janna sich wie befreit. So, als ob sie eine viel zu enge Jacke ausgezogen hat und endlich tief durchatmen kann. Für einen Moment wünscht sie, dass ihre Mutter sie jetzt sehen könnte, hier in Samiras Zimmer, eine Zigarette in der Hand, in dem knappen Top, das ihrer Freundin gehört, mit dem schwarzen Lidstrich, der ihre Augen viel größer aussehen lässt. So schaut Janna nämlich in Wirklichkeit aus, das hier ist sie selbst. Nicht das kreuzbrave Mädchen, das im Hermann-Lange-Ring wohnt und immer im Schatten seiner hochbegabten kleinen Schwester steht.

»Und wie sieht er aus?« Samira kreuzt im H&M-Katalog ein blassgrünes Top an. »Das Teil ist Klasse, oder? Würde genau zu meinem Retro-Minirock passen.« Sie seufzt. »Mist, dass ich diesen Monat keine Kohle mehr hab. Also, beschreib mal den geheimnisvollen Daniel.« Ihrem arabischen Vornamen zum Trotz ist Samira Brandes blond und sommersprossig. Gerade erst hat sie ihre Haare ganz kurz schneiden lassen, so wie Pink, für die sie schwärmt und deren sämtliche CDs sie besitzt. Seither wirkt sie zart und zerbrechlich und noch hübscher, als sie ohnehin schon ist.

Samira wohnt mit ihren Eltern und ihrem älteren Bruder Tobias über einem Drogeriemarkt in der Fußgängerzone. Zusätzlich hat die Familie seit Jahren einen Schrebergarten am Stadtrand gepachtet, und seit ihr Vater arbeitslos geworden ist, lebt er praktisch in dem primitiven Gartenhaus aus Holz. Angeblich muss er Gemüse anbauen, damit die Familie Geld spart, aber in Wahrheit hat er ein Alkoholproblem und dort draußen stört ihn niemand beim Trinken. Seltsamerweise ist Frau Brandes nicht böse über diese Regelung. Sie fährt meist von der Arbeit aus direkt zur Parzelle, hilft im Garten, schaut fern und spielt mit ihrem Mann Karten. Immer häufiger bleibt sie auch über Nacht, vor allem an den Wochenenden, dann müssen die

fünfzehnjährige Samira und der siebzehnjährige Tobias selbst für sich sorgen.

Die Brandes sind gleich nach der Maueröffnung aus einem kleinen Ort namens Elsterwerda bei Dresden in den Westen gekommen. Aber im Gegensatz zu den Kindern, die beide in Leer geboren sind, konnten sie hier keine Wurzeln schlagen.

»Für meinen Geschmack ist er zehn Zentimeter zu klein, mindestens, und auch zu dünn. Nichtssagend, langweilig, keine Ahnung. Der hat so Haare wie Johnny Depp in *Edward mit den Scherenhänden*. Du weißt schon, alles wild und wuschelig, so dass man kaum die Augen sieht.« Janna hat überhaupt keine Lust, näher über diesen Daniel nachzudenken.

»Und geht er an Krücken? Der hat doch was mit dem Fuß, oder?« Samira malt einen dicken roten Kringel um ihr Kreuz.

»Quatsch.« Unwillig schüttelt Janna den Kopf. »Das merkt man dem nicht an. Ist doch auch egal. Das ist ein Loser, vergiss ihn. Zeig mal das Top.« Sie zieht den Katalog zu sich rüber. »Hey, ist ja gar nicht so teuer. Elf Euro. Ich glaub, das hol ich mir.«

Erstaunt schaut Samira zuerst Janna an, dann das Bild in dem Hochglanzkatalog. »Wenn du meinst. So helle Farben stehen dir aber nicht.« Sie greift nach Jannas Zigarette und nimmt einen tiefen Zug. »Ich geh noch mal in die Stadt. Kommst du mit?«

»Um diese Zeit? Wir essen gleich, das weißt du doch.« Mit einer heftigen Bewegung drückt Janna den Rest der Zigarette im Aschenbecher aus. »Ich muss los.« Sie steckt ein Pfefferminzkaugummi in den Mund. Dann zieht sie Samiras Top aus und schlüpft wieder in die brave karierte Bluse, die Dörthe ihr vor wenigen Wochen geschenkt hat. »Den Lidstrich lass ich dran, warum soll ich mich nicht schminken, wie ich will?«

»Boa, so mutig heute! Hoffentlich reißt die Mama dir nicht den Kopf ab!« Mit einem spöttischen Lächeln reicht Samira ihr ein winziges Fläschchen mit Patschuliöl. »Hier, vergiss nicht, dich einzudieseln. Sonst riecht deine Mutter den Qualm an den Klamotten. Ich geh noch mal am Hafen vorbei. Vielleicht treffe ich ein paar Leute.«

Im Treppenhaus kommt ihnen Tobias entgegen, Samiras siebzehnjähriger Bruder. Er ist genauso blond und sommersprossig wie seine Schwester und wenn Janna ihn anschaut, muss sie, warum auch immer, an Sommer und Freibad denken. Dabei geht Tobias seit Jahren nicht mehr schwimmen, schon gar nicht mit seiner kleinen Schwester und ihrer Freundin. Früher hat Janna heimlich für Tobias geschwärmt, aber in der letzten Zeit kann sie sich nicht mehr für ihn erwärmen. Er hat sich einen unangenehmen Feldwebelton angewöhnt, so als müsste er die Stelle seines Vaters als Samiras Erziehungsberechtigter einnehmen.

Hinter Tobias stiefeln zwei Typen die Treppe hoch. Einer mit langen Dreadlocks, den Janna schon häufiger in der Stadt gesehen hat. Den anderen kennt sie nicht. Er ist groß und wirkt sehr muskulös, wie ein Kampfsportler, der täglich trainiert. Er trägt eine Motorrad-Lederjacke und verschlissene Jeans. Sein dunkles Haar ist sehr kurz geschoren, genau wie Janna es zur Zeit mag, und in seinem linken Ohrläppchen glitzert ein goldener Ring. Abschätzend mustert er die beiden Mädchen. Seine Augen sind grau.

»Hi, Samira, kennst du Mike noch?« Eine Antwort wartet Tobias gar nicht erst ab. Vermutlich ist ihm egal, ob seine kleine Schwester sich an den geheimnisvollen Mike erinnert oder nicht. »Haben wir noch Eier im Kühlschrank? Ich will uns was brutzeln.«

»Keine Ahnung, guck doch einfach nach.« Samira lächelt herausfordernd. Vermutlich gefällt ihr dieser Mike genauso gut wie Janna, und deshalb zeigt sie sich von ihrer

Schokoladenseite. Sie weiß, wie hübsch sie aussieht, wenn sie lächelt. Von so viel Selbstbewusstsein kann Janna nur träumen. Sie selbst bringt wie üblich mal wieder keinen Ton heraus, umklammert nur das Treppengeländer und starrt den drei Jungen hinterher, bis die Wohnungstür sich hinter ihnen schließt.

»Glitz nicht so«, kichert Samira. »Du siehst ja aus wie ein hypnotisierter Fisch!«

Lachend rennen die Mädchen die Stufen runter und knallen die Haustür hinter sich zu.

»Wer war das?«, fragt Janna atemlos. »Der sieht ja mega-scharf aus.«

»Mike Schapinski. Der ging mal mit Tobias in eine Klasse. Hat dann aber ziemlich viel Scheiß gebaut. Kommt gerade direkt aus dem Knast. Meine Mutter kriegt einen Anfall, wenn sie hört, dass der in unserer Wohnung war. Der andere heißt Jojo, ist ein ganz Netter. Bisschen schüchtern für meinen Geschmack. Aber die Dreads find ich total geil.«

»Stimmt«, murmelt Janna, dabei ist ihr dieser Jojo mit-samt seinen Dreadlocks einerlei.

Unterwegs bleibt Janna stehen und betrachtet ihr Spiegelbild in einer Schaufensterscheibe. Ist sie hübsch genug, um einen wie diesen Mike zu beeindrucken? Wohl kaum. Zu ihrem großen Bedauern hat sie die leicht gedrungene Figur ihres Vaters geerbt, genau wie sein rundes, freundliches Allerweltsgesicht mit der optimistischen Stupsnase, die so gar nicht ihrem Naturell entspricht. Allerdings auch, und das ist ihr großer Pluspunkt, seine Haare. Jannas dichte, rotbraune Locken kringeln sich bis weit über ihre Schultern. Mit beiden Händen fasst sie die Haare zusammen und legt den Kopf schief, dann zieht sie eine Grimasse. Nein, einer wie Mike wird keinen zweiten Blick an sie verschwenden.

»Was ist? Ich denke, du hast es eilig«, drängelt Samira.